

Petra Morsbach

Der

Cembalospieler

Diese Arbeit wurde vom
Deutschen Studienzentrum Venedig und der Deutschen
Akademie Casa Baldi gefördert.

Für J.B.

Inhaltsverzeichnis

Das wohltemperierte Klavier

- 1. Ich soll ein Konzert in Venedig spielen*
Wunderkind
- 2. Drei Tage will Claire feiern*
Cembalo
- 3. Alle warten auf Claire*
Schwul

Partita Nr. 4 D-Dur

- 4. Claires Brunch wird eine ungeheure Fresserei*
Dartington
- 5. Auch die Lagunenkreuzfahrt beginnt mit Verspätung*
Revolution
- 6. Die Nacht vor Claires Geburtstagsgala ist kalt*
Hochschule

Chromatische Fantasie und Fuge

- 7. Im Palazzo komme ich inzwischen gut zurecht*
Erste Schritte
- 8. Am Mittwoch ruft Jean-Luc an*
Routine
- 9. Der Prinz will einen Dowd kaufen!*

Maestro

Musikalisches Opfer

10. Warum gerade die Goldberg-Variationen?

Krise

11. »You are a king, and I want to be your knight«

Parkett

12. Es gibt Glücksmomente

Netzsuche

Goldberg-Variationen

13. Im Traum gehe ich über einen halbleeren Markt

Nerven

14. Beim Modulieren finde ich mich in G-Dur wieder

Träume

15. Jean-Luc kommt nicht

Genie

Über das Buch

Aus Rezensionen

Über die Autorin

Das wohltemperierte Klavier

1.

Ich soll ein Konzert in Venedig spielen, in einem Palazzo aus dem 18. Jahrhundert. Gala mit hundert illustren Gästen, Gourmetmenü, Weinverkostung, so was macht man gern. Claire, deren siebzigster Geburtstag gefeiert wird, hat mich gefragt, ob ich lieber im Hotel wohnen will oder im Palazzo, und gleich gesagt, dass der Palazzo weniger komfortabel sei. Ich entschied mich trotzdem für ihn, erstens weil ich dann üben kann, ohne aus dem Haus zu gehen, zweitens aus romantischen Gründen.

Der Palast heißt Zenobio. Er sei berühmt, erklärt mir der junge Mann, der mich am Bahnhof Santa Lucia abholt. Während wir im Wassertaxi durch die Kanäle schnurren, fasst er zusammen: Erbaut von Antonio Gaspari 1690-1700, allmählich erweitert zu einem der größten und prächtigsten Palazzi des 18. Jahrhunderts mit damals über dreißig Dienstboten. Seit 1850 im Besitz der katholischen Mönche aus Armenien, sozusagen ein Ableger des Klosters von San Lazzaro; bis vor zehn Jahren Priesterseminar, seitdem zu besonderen Anlässen vermietet; von kunstgeschichtlichem Interesse wegen des illusionistischen Deckenfreskos von Louis Dorigny. Das alles bedeutet mir viel, obwohl ich es nicht sehen kann.

Wunderkind

Mit fünf Jahren sah ich zum ersten Mal ein Klavier. Es stand bei meinem Kindergartenfreund Edi zu Hause, eine dunkelbraune Kommode mit schimmernden Pedalen und lackglänzenden weißen und schwarzen Tasten, höchst geheimnisvoll. Edis Mutter merkte, wie beeindruckt ich war, und spielte ein paar Töne. Es war ein Zauberkasten! Ich wurde von einer Sehnsucht überfallen, wie ich sie nie gespürt hatte – einer Sehnsucht so groß wie der Himmel. »Darf ich mal drücken?«, flüsterte ich. »Na klar, Moritz!«, sagte sie. Und nun drückte ich eine Taste nach der anderen, spürte den Widerstand und das plötzliche Nachgeben, hörte den runden, elastischen Klang und war gefangen. Ich entdeckte, dass zu jeder Taste ein Ton gehört, dass es besonders gut klingt, wenn man mehrere Tasten gleichzeitig drückt und dazwischen eine Taste auslässt; dass manche Töne sich nicht vertragen, andere aber schon, und das ergibt dann angenehme und manchmal sogar ganz wunderbare Klänge. »Das ist ein Klavier?«, fragte ich ehrfürchtig. »Ja«, lächelte sie, »und das kann man lernen.«

»Ich will Klavier lernen!«, sagte ich zu Hause.

»Um Gottes Willen, das kostet Geld, das muss man üben, und dann verlierst du die Lust –«, antwortete Mama.

»Ich verlier nicht die Lust. Ich will ein Klavier!«

»Hör auf zu nerven!«, sagte sie. »Ich habe weiß Gott genug Sorgen.«

Von da an schrieb ich jahrelang auf jeden Wunschzettel »Klavier«. Mama sagte: »Sprich mit Papa.« – »Aber Papa ist ja nie da!« – »Eben!«, rief sie. »Siehst du nicht, dass ich genug Sorgen habe!«

Papas Abwesenheit war in ihren Augen eine Schande. Papas Anwesenheit aber reizte sie zur Weißglut. »Na, ordentlich einen gehoben?«, spottete sie, wenn er Sonntag mittags vom Frühschoppen nach Hause kam. Er beobachtete sie träge, mit geröteten Augen. »Seht ihn euch an, Jungs«, sagte sie, »ein Kompaniechef der Bundeswehr. So gehen Kriege verloren.« In dieser Art fuhr sie fort, bis er die Uniformjacke nahm und ging. Manchmal aber rutschte ihm die Hand aus. »Habt ihr das gesehen?«, schrie sie, »Er erhebt die Hand gegen seine Frau!« Heute will mir scheinen, es versetzte sie in eine Art Begeisterung. Sie war wie ein überhitzter Dampfkessel mit verklemmtem Ventil. Vater war dazu da, am Ventil zu reißen. Manchmal schaffte er es, meistens nicht. Wir Kinder brachten uns in Deckung, mehr konnten wir nicht tun. Und obwohl ich, sozusagen zur Selbstbehauptung, weiterhin vor jedem Fest auf meinen Wunschzettel »Klavier« schrieb, leuchtete mir ein, dass unter diesen Umständen an ein Klavier nicht zu denken war.

~

Auch mit uns Kindern war Mama unzufrieden. An Kurt störte sie, dass er so unruhig war. »Hör auf zu zappeln!«, warnte sie. »Noch eine Grimasse, und du fängst eine!« Ich erinnere mich an Kurts verzweifelte Grimassen – ich denke, sie waren sein Kommentar zur Situation, er wollte Distanz gewinnen und schaffte es nicht. Genauso hilflos zappelte er. Es wirkte ironisch und grotesk, aber eigentlich war es die Demonstration seiner Ohnmacht. »Du führst dich auf wie ein Idiot«, bemerkte Mama. »Kein Wunder, dass es mit der Schule nicht klappt.«

Bei mir klappte es mit der Schule; ich reizte Mama durch andere Unarten. »Raus mit der Nase aus dem Buch!« befahl sie. »Gewöhn dir das bloß nicht an!« Ich wartete, bis sie aus dem Zimmer war, und senkte die Nase wieder ins Buch. Was hat das mit Gewohnheit zu tun? fragte ich mich. Tatsächlich

sah ich schlecht, obwohl mir nicht bewusst war, wie schlecht, ich konnte ja nicht vergleichen. In der Schule saß ich seit der vierten Volksschulklasse in der ersten Reihe und musste trotzdem immer öfter meinen Banknachbarn fragen, was auf der Tafel stand.

Außerdem hatte ich Kopfschmerzen. Das war peinlich, Jungs haben keine Kopfschmerzen, also versuchte ich es zu verbergen, aber die Schmerzen kamen immer häufiger und dauerten immer länger. Ich lernte das Wort »Anfall«. Die Anfälle begannen als punktförmig stechender Schmerz über dem linken Auge. Das Auge begann zu tränen. Jedes Geräusch verstärkte den Schmerz. Ich fing an zu zittern, mein rechter Arm wurde taub. Oft musste ich brechen. Aber nicht die Übelkeit war das Schlimmste, sondern eine Art überwältigendes Unwohlsein, eine Hoffnungslosigkeit. Während ich sonst als munter und aktiv galt – das stand sogar in meinem Zeugnis –, legten diese Anfälle mich vollkommen lahm. Später lernte ich noch ein Wort dafür: Migräne. So stelle ich mir die Hölle vor. Migränetage musste ich aus meinem Leben streichen. Ich erwachte morgens mit diesem Biss in die Braue und betete: Lieber Gott, mach, dass es vorbei geht. Der Schmerz steigerte sich, dann kam die Übelkeit, dann die Taubheit, ich konnte nicht mehr sprechen und verwechselte Wörter. Wenn es so weit war, ließen die Lehrer mich gehen, ich schleppte mich heim und machte noch mit großer Anstrengung Hausaufgaben, bevor ich ins Bett fiel. Einmal las ich in einem Buch den Ausdruck *Gebrechlichkeit* und wusste sofort, was er bedeutete. Er betraf mich.

Abends, auf dem Höhepunkt des Elends, verschwand der Schmerz schlagartig. Es war eine solche Befreiung, dass ich ganz aufgekratzt war. »Na siehst du, alles nur Einbildung«, sagte Mama. Aber allmählich machte sie sich doch Sorgen, und als die Anfälle drei bis vier Mal pro Woche kamen, fingen wir an, Ärzte zu besuchen.

Die Ärzte fanden nichts und überwiesen mich an einander weiter. Stunde um Stunde verbrachten wir, ich zehnjähriger Invalide und meine verzweifelte Mutter, in Wartezimmern. Wenn wir endlich drankamen, war Mama fix und fertig, und manche Ärzte machten sich mehr Sorgen um sie als um mich. Nur einmal fragte einer, ob ich schon einen Sehtest gemacht hätte. Als wir ihn verließen, den Überweisungsschein in der Hand, sagte Mama: »Also bevor wir jetzt zum zwölften Arzt gehen, machen wir selber einen Sehtest. Lies mal, was dort auf dem Schild steht.« Ich sah kein Schild. »Na, dort unten, auf dem Haus!« Es war unser letzter Sommer in Gernstadt, und wir gingen den Domberg hinab. Ich erkannte ein Gebäude, aber kein Schild und keine Schrift. Nach ein paar Metern fragte Mama wieder, ich sah nichts, und nun fragte sie bei jedem dritten Schritt – nichts. Am Fuß der großen Treppe endlich erkannte ich verschwommene rote Linien, immerhin, und dann, ein paar Meter vor dem Haus, so nah über mir, dass ich mir fast den Hals ausrenkte, die riesigen roten Buchstaben: SPARKASSE.

~

Für Mama war es ein schwerer Schock. Wieder gingen wir zu Ärzten. In der Uniklinik träufelte man mir Saft in die Augen, dass ich den ganzen Tag lang geblendet war, klemmte meinen Kopf in ein Gerät und ließ mich immer wieder auf einer Tafel Buchstaben lesen, die ich bald auswendig kannte. Schließlich erklärte ein Spezialist, dass ich an einer Augenmuskelgleichgewichtsstörung litte, was sich mit der Pubertät geben würde. Er erklärte, dass Augenmuskelgleichgewichtsstörung eigentlich Schielen bedeute, und das kam mir merkwürdig vor, denn ich schielte nicht, ich bekam sogar gelegentlich Komplimente wegen meiner schönen Augen. Aber dann dachte ich, Schielen oder nicht, Hauptsache, es geht vorbei. Heute nehme ich an, dass der Arzt Mama schonen wollte, denn sie

war schon vor der Diagnoseverkündung so nervös, dass wir fürchteten, sie würde in Ohnmacht fallen.

Sie quälte sich. Sie war immer unglücklich gewesen. Nun ging ihr einziges Trachten und Streben – so nannte sie es selbst: »Mein einziges Trachten und Streben« – nach einer glücklichen Familie. Dass das nicht klappte, war unsere Schuld. Vor allem übrigens Papas Schuld, was wir ohne weiteres einsahen. Papa war ein »Versager«, sein ganzer Magen war voller Geschwüre, weil er »es nicht gepackt« hatte. Seine Arbeit als Kompaniechef der Bundeswehr in Gernstadt hatte ihn »überfordert«, und zwar derart, dass er eines Nachts betrunken nach Hause kam und vor unserem Kinderstockbett Blut erbrach. Ein Notarztwagen nahm ihn mit, und im Krankenhaus wurde ihm der halbe Magen entfernt. Mama erklärte uns die Zusammenhänge. Dann kam Papa nach Hause und durfte als Genesender zwei Monate nicht arbeiten. Er langweilte sich, aber er gab sich Mühe mit uns, er gab sich auch mit Mama Mühe; nur wenn er gelegentlich aus dem Flachmann einen Schluck zog, wurde er munter, und nach ausreichend vielen Schlucken wurde er albern und zappelig wie Kurt, so dass er mir manchmal eher wie ein zweiter Bruder als wie ein Vater vorkam. »Reitet nicht auf meinen Nerven rum«, warnte Mama. Denn in diese Zeit fiel mein Geburtstag, und wieder hatte ich »KLAVIER« auf meinen Wunschzettel geschrieben, diesmal in Großbuchstaben. »Jetzt ist nun wirklich der falsche Augenblick, das siehst du hoffentlich ein.«

~

Papa wurde nach München versetzt, und wir bezogen eine Dienstwohnung in Bogenhausen. Papa war hier immer noch Hauptmann, aber nicht mehr Kompaniechef. »Eine Degradierung«, kommentierte Mama. »Aber vielleicht kann er so wieder Tritt fassen.« Er fasste nicht Tritt, aber man

kann auch nicht sagen, dass sie ihn besonders unterstützt hätte.

Eine Wendung zum Besseren gab es: Die für mich ausgewählte Schule war ein Musisches Gymnasium. Jeder Schüler sollte ein Instrument lernen, und weil in einem Übungsraum ein Leihcello zur Verfügung stand, das sonst keiner wollte, bekam ich Cello-Unterricht. Ich musizierte gern, wenn auch mit mäßigem Erfolg: Mich störte, dass ich nur eine Stimme spielen sollte, ohne zu wissen, was in den anderen Stimmen ablief, und ich fühlte mich verloren, weil ich nicht wusste, wie die Musik insgesamt klang.

Immer noch litt ich unter Migräne, und als ich dreizehn wurde, konnte ich auch in der ersten Schulbank nicht mehr lesen, was auf der Tafel stand. »Wann kommt denn endlich die Pubertät?«, fragte ich – ich hatte mir gemerkt, dass die, was immer sie sein sollte, meine Heilung brächte. »Ach ja«, sagte Mama zweifelnd, »wir sollten vielleicht noch mal zum Arzt? In München sind die Ärzte vielleicht schlauer?«

Der Münchner Augenarzt schickte mich auf den Gang, bevor er meiner Mutter die Diagnose eröffnete. Beim Rausgehen hörte ich noch den Satz: »Ganz blind wird er vielleicht nicht.« Auf einem Spaziergang durch den Englischen Garten erklärte Mama mir dann alles.

Bis heute staune ich, wie ruhig und vernünftig sie mit mir sprach. Mama mit ihrem Unglück, ihren Launen und ihrer unberechenbaren Wut, ausgerechnet Mama war jetzt nüchtern und mitfühlend bis zur Selbstverleugnung – verstehe das, wer kann. Mir wurde ganz feierlich zumute. Die Diagnose lautete *juvenile Makula-Degeneration*. Ein Genfehler: Meine Netzhaut würde von innen nach außen hin absterben, und mit dreißig war möglicherweise Schluss. Noch hatte ich eine Sehkraft von sechzig Prozent, was besser klingt, als es war, denn ich konnte keinen Punkt mehr fixieren, ich sah nur mit den Rändern der Netzhaut. Wenn ich einen Gegenstand erkennen wollte, musste ich an ihm vorbeischaun, damit er am Netzhautrand hängen blieb.

Aber an einen Schock angesichts der Diagnose erinnere ich mich nicht. Im Gegenteil: Ich fand es irgendwie großartig. Die gegenwärtige Behinderung war ich gewöhnt, und mein dreißigstes Lebensjahr war für mich etwa so vorstellbar wie das nächste Jahrhundert. Ich begriff, dass ich ab sofort etwas ganz Besonderes war und dass für mich andere Gesetze galten. Sogar die Migräne-Attacken hatten plötzlich eine höhere Berechtigung, und das Mitleid aller war mir gewiss. Mitschüler und Lehrer sahen mich scheu und neugierig an. Ich merkte: Je unbekümmerter ich auftrat, desto ergriffener waren sie. Eine Lehrerin, die ich zu trösten versuchte, brach vor meinen Augen in Tränen aus. Ich gebe zu, dass ich diese Reaktionen genoss wie Nektar.

Mit Mama ging ich zu einem Berater der Blindengesellschaft e.V., der mir Fragen und Testaufgaben stellte und dann meinte, ich solle nicht auf eine Blindenschule gehen, sondern unbedingt auf dem Gymnasium bleiben. Ich sei intelligent!, hörte ich. Dann sprach er über verschiedene Blindenberufe – Telefonist, Korbflechter – und meinte, für mich fände sich sicher etwas Besseres. Musik vielleicht? Hat der Bub ein gutes Gehör? So, er lernt schon Cello, das ist doch was! Cello hat zwar keinen Zweck, denn im Orchester muss man den Dirigenten anschauen, aber ein Tasteninstrument, da gibt es verschiedene Möglichkeiten, vom Klavierstimmer bis zum Organisten.

~

Ich erklärte das alles der Klavierlehrerin unseres Gymnasiums. »Hast du denn schon mal ein Instrument gespielt?« fragte sie. – »Ein Jahr Cello.« Sie reichte mir zerstreut ein Notenbuch und gab mir das erste Stück als Hausaufgabe bis zum nächsten Mittwoch.

Es wurde eine erfüllte Woche. Ich übte jeden Nachmittag auf dem Schulklavier im Musikraum, und mir gefiel, dass ich

ganz auf mich selbst gestellt war. Erst musste ich die Töne lernen. Innen im Deckblatt unseres Musikhefts stand die C-Dur-Tonleiter vom großen bis zum eingestrichenen C im Bassschlüssel für die linke Hand, vom eingestrichenen C bis zur dreigestrichenen Oktave im Violinschlüssel für die rechte Hand. Für jeden Ton gab es eine bestimmte Klaviertaste, das war einfacher als beim Cello, wo man die Töne auf den Saiten suchen muss.

An dem Stück selbst (»Johann Sebastian Bach, *Das Wohltemperierte Klavier* Band eins, Präludium Nr. 1 in C-Dur« las ich – es sagte mir nichts) ermutigte mich der gleichmäßige Duktus. Es waren etwa dreißig Takte mit je zweimal immer der gleichen Bewegung, und immer eine Note nach der anderen, nur ganz selten mehrere gleichzeitig, auch das kam mir entgegen. Motorisch war es einfach: Das Stück floss gleichmäßig in Sechzehnteln dahin, es wirkte fast schlicht.

Aber dann entdeckte ich den Witz: Das Präludium war eine Wanderung durch alle möglichen Zusammenklänge, von denen jeder etwas anderes bedeutete. Es bestand von vorn bis hinten aus Tonfolgen, die man auch gleichzeitig hätte spielen können. Unglaublich, was für Räume sich da von Takt zu Takt eröffneten! Es gab selbständige Harmonien und solche, die man auflösen musste, spürte ich mit wachsender Begeisterung. Änderte sich nur ein Halbton in so einer Kombination, kam ich in völlig andere tonale Sphären. Die Harmonien entschieden über Empfindung und Ausdruck, und ihrer Entwicklung nachzuspüren war der Sinn des Stücks. War das eine Wonne! Das Schulklavier gehörte mir nur eine Stunde am Tag, dann wurde ich vom nächsten Schüler vertrieben, aber ich nahm die Töne mit, sang sie in der Trambahn vor mich hin, übte die Fingerfolgen auf meinem Oberschenkel. Beim Einschlafen stand mir das Notenbild vor Augen, und wenn ich aufwachte, kribbelte es mir in den Fingern. Freilich war es nicht einfach, das, was ich herausgefunden hatte, hörbar zu machen, deshalb war ich

zwar erfüllt, aber auch etwas unsicher, als ich es der Lehrerin am nächsten Mittwoch vorspielte.

»Wie«, fragte sie, »du spielst wirklich erst drei Jahre?«

»Eins ...«

Sie war spürbar beeindruckt. »Ach ja, eins«, murmelte sie, »und wer war dein Klavierlehrer?«

»Nicht Klavier, Cello. Cello hab ich ein Jahr gespielt. Klavier spiel ich erst seit einer Woche.«

«Moment«, hauchte sie hinter mir in einem Ton, als würde sie gleich in Ohnmacht fallen. Sie sprang auf und rannte hinaus, und ich blieb meinerseits beeindruckt zurück. Ich saß und wartete, und weil mir die Zeit lang wurde, improvisierte ich auf dem Klavier. Dann kam sie mit dem Direktor und bat mich, nochmals zu spielen. Die beiden wisperten erregt, und dann hörte ich sie sagen: »Ein Wunderkind!«

~

Ich war ein Wunderkind! Ein blindes Wunderkind! War das herrlich! Vorher war ich ein halbblinker Prinz gewesen, der irgendwann ein blinker König sein würde, und nun war ich noch viel mehr: ein Märtyrer und ein Genie! Ich hatte nicht nur die Musik entdeckt, die mich rettete und mit Sehnsucht und Glück erfüllte wie nichts bisher in meinem Leben, sondern gewann ganz nebenbei auch noch die Hochachtung meiner Mitschüler und Lehrer. Der Direktor war stolz, mich zu seinen Schülern zählen zu dürfen. Jeder nahm höchste Rücksicht: Ich saß vorn, die Lehrer lasen alles, was sie groß und deutlich auf die Tafel schrieben, zusätzlich laut vor. Meine Banknachbarn wurden gebeten, die Zeichnungen in meine Hefte zu übertragen, manchmal taten es sogar die Lehrer selbst. Wenn Spiritusabzüge verteilt wurden, bekam ich die Matrizen.

Tante Elisabeth schenkte mir im Vorgriff auf mein Erbe ein Klavier, und ich durfte zu Hause üben. Ich übte, so lang man

mich ließ. Eigentlich war ich mit dreizehn zu alt für ein Wunderkind, aber anscheinend hatte ich während der sieben Jahre, die ich mich nach dem Klavier sehnte, innerlich einen Raum vorbereitet für das neue Universum. Das Universum strömte in mich ein und erfüllte mich ganz. Es fand in mir Platz! Schon ein Jahr nach meiner Entdeckung spielte ich in meinem ersten Schulkonzert die Mondscheinsonate (alle Sätze) und die *Chromatische Fantasie und Fuge* von Bach. Im ersten Konzert außerhalb der Schule spielte ich Regers Klavierbearbeitung von Bachs berühmter *Toccata und Fuge d-Moll*, einen ziemlich Hammer: Reger hat Bachs einstimmig notierte Originalläufe vierfach oktaviert, um einen mächtigen Klang zu erzeugen, denn am Klavier kann man ja nicht wie an der Orgel mehrere Register ziehen. Aber greif das mal, wenn du zierliche Hände hast, die mit Mühe eine Oktave umspannen. Noch heute, da ich eine Undezime greife, habe ich hohen Respekt vor dem Stück, und mir ist ein Rätsel, wie ich das damals geschafft habe.

Eine Wunderkindkarriere machte ich trotzdem nicht. Mama sagte: »Kommt nicht in Frage, dann müsste ich ja mit ihm herumreisen, und ich habe noch einen zweiten Sohn zu betreuen.« Ich bestaunte die Geistesgegenwart, mit der sie ihre Weigerung als Fürsorge ausgab, aber Einwände hatte ich keine, denn inzwischen sah ich mich als Komponist: Ich brauchte meine Ruhe, um zu komponieren, und schrieb mit wachsender Fertigkeit Toccaten und Fugen, am liebsten in g-Moll.

In dieser Zeit versuchte Vater schon nicht mehr, seinen Alkoholismus zu verbergen. Mama hackte auf ihm herum. Er war ein Hauptmann bei der Bundeswehr, aber Mutters Vater war Oberstleutnant gewesen, »Dienstränge unterhalb Major kamen uns nicht ins Haus!« Ungeschickt pochte Vater auf seine Autorität, indem er bei Tisch reaktionäre Phrasen drosch und bei Widerspruch Kopfnüsse verteilte. Mamas unermüdlicher Angriffslust allerdings hatte er nichts

entgegenzusetzen, weshalb er Abend für Abend ins Wirtshaus floh. Seine Selbstachtung pflegte er sonntags beim Stammtisch im »Jägerbräu«, wo er Leute freihielt, die gesellschaftlich und finanziell weit besser gestellt waren als er. Er verschuldete sich, nahm Kredite auf, die er nicht bedienen konnte, plünderte die Sparbücher seiner Söhne und grölte: »Ich kann tun, was ich will! Ihr seid mein Eigentum!« Wir standen erschüttert angesichts solcher Dummheit, denn eines hatten wir von Mama gründlich gelernt: ihn zu verachten.

Mama nannte ihn einen »bornierten Kleinbürger«, ohne sich in ihren Ansichten wesentlich von ihm zu unterscheiden. Was wussten wir über ihn? Mit sechzehn hatte er sich zur Armee gemeldet; weil er nicht zur Schule gehen wollte, behauptete Mama. Im Krieg bekam er einen Schock, seitdem war er, wiederum laut Mama, »verblödet«. Tatsächlich hatte Vater sein achtzehntes und neunzehntes Lebensjahr als Kriegsgefangener in einem französischen Lager unter freiem Himmel verbracht. In einem Alter, in dem andere sich in den entscheidenden Fertigkeiten des Lebens – Freundschaft, Liebe, Arbeit – üben, hatte er wenig anderes getan, als Vipern zu töten. Verlaust, verroht und gedemütigt kehrte er nach Deutschland zurück. Einer mühsamen Hilfsglaser-Existenz entfloh er zur neugegründeten Bundeswehr. Dort verdiente er gut, und weil er inzwischen wieder körperlich gesund war, gut aussehend und oberflächlich charmant, hatte er Erfolg bei Frauen. Warum er ausgerechnet meine Mutter heiratete, die vier Jahre älter und von schwierigem Charakter war, ist mir bis heute ein Rätsel. Vielleicht beeindruckte ihn ihre bürgerliche Herkunft aus einer Königsberger Offiziersfamilie? Oder ihr Temperament? Jedenfalls war's ein »Schuss in' Ofen«, wie er seinen Söhnen militärisch knapp erklärte. Um unsretwillen hielt er noch ein bisschen durch, aber auch wir überforderten ihn: Kurt versagte in der Schule und brauchte seine Hilfe, aber Vater hatte ja selbst schon in der Schule

versagt. Ich hatte keine Schulprobleme, aber ich wurde blind. In seinen Kreisen verachtete man Behinderte – hätte er sich da nicht zwischen Vorurteilen und Vaterliebe entscheiden müssen? Nein, er entschied sich nicht, er war gar nicht imstande, innere Konflikte auszutragen. Also kam er auf die überraschende Lösung, meine Blindheit einfach zu übersehen und sich vor seinen Kollegen oder Verwandten mit meinem Talent zu brüsten, während er bei Tisch gegen Krüppel und Ausländer wütete. Falls er irgendeine Spannung spürte, ertränkte er sie im Alkohol. Noch vor meinem Abitur zog er aus.

Dummerweise glich Kurt ihm äußerlich: Auch Kurt war dunkelhaarig, breitschultrig, schön, und hatte die gleichen großen, etwas verschwommenen Augen, weshalb Mama ihm die gleiche Unzuverlässigkeit unterstellte. Seit meiner Entdeckung als Wunderkind hatte Kurt es noch schwerer: Er trug das negative Erbe der Familie. Zunächst versuchte er noch, mich auf seine Seite zu ziehen, mit denselben Faxen und Grimassen, mit denen er mich früher immer von der häuslichen Misere abgelenkt hatte. Aber mich nervte die Zappelei. Ich musste üben.

»Wieso musst du üben?«, beschwerte er sich. »Wunderkinder müssen nicht üben!« Mit einem gewissen Hochmut belehrte ich ihn, dass Talent Fleiß sei. Er schimpfte: »Wo bleibt denn da das Wunder?« Das Wunder besteht darin, dass unser Fleiß so reichlich belohnt wird, antwortete ich nicht. Wir haben eine Vision, das ist das Wunder. Die Vision bündelt unsere Kraft, so dass Arbeit für uns Abenteuer und Entdeckung ist, konnte ich noch nicht sagen, weil ich es noch nicht wusste. Trotzdem war es nicht ganz arglos, wenn ich ihm gegenüber ausschließlich mit meinem Fleiß punktete: Gegen ein Wunder wäre er machtlos gewesen, mein Fleiß aber besiegte ihn auf seinem einzigen und letzten Terrain.

Natürlich musste ich mich wehren: Ständig hatte er mich im Schwitzkasten; seine Protektion war immer ambivalent

und von durchaus handfester brüderlicher Grausamkeit. Aber noch im Schwitzkasten triumphierte ich über ihn: Ich bekam alles. Ich hatte die Lust (der musikalischen Erkenntnis), den Sonderstatus (als Talent) und das Prestige (für Fleiß). O weh. Kurt blieb nichts. Vater soff sich um den Verstand. Mama drehte durch. Ich war das Genie und ließ alle im Stich.

2.

Drei Tage will Claire feiern. Es beginnt mit einem Brunch in einem Restaurant Palanca – sagt mir nichts, ich warte auf jemanden, der mich hinbringt. Claire hat mir Frédéric angekündigt, der mich auch gestern am Bahnhof traf, es kommt aber ein zierlicher, vornehmer junger Noureddine. Ich versuche mir den Weg zu merken. Draußen gleich links. Die Wand höre ich am etwas dumpferen Klicken meines Blindenstocks, den Kanal nehme ich als dunklen Streifen wahr. Es gibt kein Geländer zum Wasser hin, und ab und zu senken sich mitten im Gehweg Stufen hinab. Diese Aussparung ist dunkler als der Weg und viereckig, trotzdem Vorsicht! Lieber an der Hauswand bleiben. Am Kanal entlang also geradeaus, bis es nicht weiter geht, dort wieder nach links (keine Alternative) und diesen Seitenkanal entlang bis zu einer breiten schimmernden, bewegten Fläche. Das sei der Giudecca-Kanal, sagt Noureddine. Gegenüber ist die Giudecca-Insel, dort müssen wir hin. Vom schwankenden Ponton steige ich auf ein plötzlich unter mir nachgebendes Schiff, Noureddine fängt mich auf, das tut gut. Weil die Kajüte voll ist, stehen wir draußen, Wind treibt mir kalten Regen in den Kragen. Ich wundere mich, dass es hier im Oktober bereits so kalt ist, aber Noureddine meint, ich solle es genießen. Er sei oft in Venedig und habe am schlimmsten immer die Schwüle empfunden.

Noureddine erzählt, er sei Marokkaner, mit Claires Familie befreundet und angereist, um die Jubilarin zu unterstützen. Ein zierlicher Mann mit einem feinen, intelligenten Gesicht, der die ganze Zeit glücklich vor sich hinlächelt, was ich nicht sehe, aber spüre. Warum ist er oft in Venedig? Er studiere in

Paris Architektur, sagt er, und für Architekten sei Venedig ein Traum.

Nach vier Stationen steigen wir aus. Wegen Hochwasser sind Holzstege aufgestellt. Sie haben einen rutschfesten Belag, das ist gut, aber Stufen am Anfang, die ich nicht sehe, das ist schlecht. Außerdem sind sie ziemlich schmal. Noureddine geht mir voraus, ich nehme seine schmale Figur als Schatten wahr. Er warnt mich auch, als der Steg aufhört. Dann sind wir im Lokal.

Schmaler Windfang, dämmrige Eingangshalle; in deren Mitte eine riesige bunte Wolke, die nach Blumen duftet. Diener nehmen uns die Mäntel ab. Wir durchschreiten die Eingangshalle und kommen in einen größeren, hohen Saal voller stehender Personen, die in verschiedenen Sprachen schnattern. Noureddine drückt mir ein Glas Prosecco in die Hand und sagt, Heinz Morus habe nach mir gefragt, und er werde ihn jetzt suchen.

Ich wandere zwischen gut duftenden Menschen umher, die mit Sektgläsern klirren. Als ich Deutsch höre, nähere ich mich. Man redet über Theater – aha, immerhin Kunst, da fühle ich mich zugehörig. Ein Mann mit sonorer Stimme – zuerst tippe ich auf Sänger oder Schauspieler, auch der pompöse Gestus legt das nahe – findet alles schlecht, was heute auf deutschen Bühnen gemacht wird. Er selbst sei Opernregisseur, erklärt er jemandem, er arbeite aber zur Zeit nicht in diesem Beruf, weil die Steuer einem alles gleich wieder wegnehme. Statt dessen sammle er Antiquitäten. Wenn er eine Auktion verpasse, sei das eine Qual. Gerade habe er einen Gobelin erworben, der so groß sei, dass er ihn zu Hause habe über Eck hängen müssen.

»Und was machen Sie?«, fragt er mich.

»Ich bin Musiker. Ich spiele übermorgen bei der Gala im Palazzo Zenobio.«

»Ah!«

Er ist ein lebhafter älterer Mann, stattlich, spüre ich, warm, muskulös, sehr fester Händedruck. Claire habe er auf

einer Auktion kennengelernt, sagt er. Bei der Gala wird er aber nicht mehr dabeisein, weil er morgen nach Asien fliegt. In Asien verbringt er immer den Winter. »Das hat viele Vorteile, und dieses Jahr ganz besonders!«

Er ist nämlich im Sommer mit 2,5 Promille am Steuer erwischt worden und sollte seinen Führerschein abgeben, was für ihn, der im Sommer auf dem Land lebt, ungünstig ist. Da behalf er sich folgendermaßen: Sein Anwalt focht den Bescheid an, ließ die bürokratische Mühle fünf Monate lang mahlen und zog kurz vor der Verhandlung den Widerspruch zurück. Nun gab er schmerzlos den Lappen ab, denn in Asien braucht er ihn nicht.

Ein flotter junger Mann tritt dazu, der mir als »der Sohn von Alfred Mandrovius, Sie wissen schon« vorgestellt wird. Das Gespräch wechselt wieder zu Antiquitäten und Auktionen. Der Asienreisende hat im Guggenheim-Museum einen fantastischen Mondrian gesehen – den betet er an, den jagt er seit Jahren. Der Jüngere ist kurz desorientiert. »Guggenheim-Sammlung im Palazzo Venier de Leoni – am Canal Grande, ziemlich am Anfang links, mit dem, äh – erregten Reiter!« hilft der Ältere nach.

»Ach, der! Na klar, da haben wir letztes Jahr ein Fest drin gefeiert!«

Cembalo

Die Katastrophen setzten sich fort und gebaren weitere Wunder.

Etwa so: Ich hatte die Kissen auf meinem Bett nicht gerade hingelegt, oder Mama missfiel, wie ich bei meinen Hausaufgaben ein Schluss-»r« im letzten Wort geschrieben hatte. Sie überwachte immer meine Hausaufgaben. Sie konnte weder Latein noch Englisch, aber sie überwachte meine Latein- und Englischaufgaben. Natürlich barst sie vor Misstrauen, und plötzlich zog sie sich an diesem »r« hoch. »Du schreibst das alles neu!« Ich hörte den manischen Unterton und griff nach dem Heft, damit sie es nicht zerreißen konnte. »Wie, du weigerst dich?« Es folgten ein paar abgerissene Fragesätze, ein paar Keucher der Empörung, dann Geschrei. Kurt wollte mich verteidigen und verfiel dem gleichen Zorn. Auf dem Höhepunkt knirschte sie: »Jetzt reicht's. Ich bring euch um!« Sie holte ein Messer aus der Küche und schrie. Mit einem Satz waren wir im Kinderzimmer und verrammelten die Tür – Kurt hatte mich am Handgelenk gepackt und mitgerissen, er war der Größere und Schnellere, er wollte tatsächlich noch unter diesem Schock mich beschützen, nicht weil ich es nötiger hatte, sondern weil er glaubte, mich beschützen zu müssen, wenn er sonst nichts konnte – und ich begreife erst heute seine Tragik: Er half mir, um sich selbst zu helfen, und konnte es nicht, während ich mit seiner Unterstützung überlebte.

Jetzt brüllte Mama draußen im Gang, und er kommentierte das für mich mit Grimassen. Er tat das, um mir und sich die Angst zu nehmen, und verstrickte sich dadurch noch tiefer, denn er würde es sich nie verzeihen.

Weiter. Nach fünf Minuten Geheul ging Mama röchelnd zu Boden. Wir waren voller Grauen und zugleich peinlich berührt: Wir glaubten nicht, dass sie uns umbringen wollte, aber wir fürchteten den Ausdruck des Wahns auf ihrem Gesicht. Niemand widersetzt sich dem Wahnsinn. In den nächsten Tagen würden die Nachbarn verstummen, wenn sie uns im Treppenhaus sahen, und uns unbehaglich-mitleidige Blicke zuwerfen. Hätte doch nur einmal, nur ein einziges Mal jemand die Polizei gerufen! Das erwarteten wir insgeheim: das Martinshorn – Martinshorn musste sein, bei der Dramatik der Situation – oder, wie im Krimi, intensives Klingeln: Aufmachen, Polizei! Aber es blieb still.

Nach einer Weile handelten wir. Versöhnung war angesagt, ein Versöhnungsakt, der noch quälender sein würde als der Angriff, weil von unbestimmter Dauer. Nachdem wir durch die Tür einige Minuten dem Stöhnen gelauscht hatten, mussten wir Mama retten. Wir schlichen an ihrem Leib vorbei, der liegend den Gang füllte, und holten aus dem Kühlschrank das »Corodin« – Herztropfen, hatte sie uns eingeschärft, erst später erfuhren wir, dass es sich dabei um ein homöopathisches Präparat handelte. Kurt gab fünf Tropfen auf einen Zuckerwürfel, dann knieten wir bei Mama und flehten sie an, den Mund zu öffnen. Sie schluckte mühsam, wir halfen ihr auf. »Was soll das... hat sowieso keinen Zweck...«, stöhnte sie. »Tut uns leid, Mama«, murmelten wir. Sie sah uns nicht an. Wir fühlten uns elend. Was immer wir in den nächsten Stunden oder Tagen taten, würde verkehrt sein. Blieben wir in ihrer Nähe, belasteten wir sie. Gingen wir auf die Straße, waren wir Egoisten. Also versteckten wir uns im Kinderzimmer. Das Schlimmste für mich war: Ich konnte nicht Klavier üben. Seit einem halben Jahr besaß ich das Lindner-Klavier, das Tante Elisabeth gestiftet hatte, aber es stand im Wohnzimmer, da traute ich mich nicht hin. Wenn Mama schlief, schlich ich zu ihm, öffnete den Deckel und schnupperte an seinen Tasten, die

so neu rochen, nach Holz und Stahl, das machte mich glücklich. Aber nur nachts. Was rettete mich tagsüber?

~

Auf einmal wusste ich, was: eine Schallplatte! Die konnte ich zumindest anschauen und in den Händen halten. Ich würde eine Schallplatte kaufen! Schon der Gedanke machte mich stark. Ich verließ das Haus, ohne mich abzumelden, und fuhr mit dem Bus in die Stadtmitte, zum Musikgeschäft Lindberg in der Sonnenstraße.

Kaufen wollte ich das *Präludium Nr. 1 in C-Dur*, mein Erweckungs-Präludium, selbstverständlich. Aber es war als Einzelaufnahme nicht zu haben, nur als Teil einer Langspielplatte für zwanzig Mark, und ich hatte genau sieben Mark dabei. Ich begehrte auf: aus Verzweiflung, zum Glück. Wenn ich es schon nicht kaufen konnte, musste ich wenigstens darüber reden. »Sind Sie denn sicher, dass es das richtige Präludium ist?«, fragte ich. – »Bach hat Hunderte von Präludien geschrieben«, gab die Verkäuferin gereizt zurück, »wenn du sonst nichts weißt, kann ich dir sowieso nicht helfen.« Ich versuchte es zu beschreiben. Ich sang es ihr vor und machte mich lächerlich. Die Verkäuferin war, wie ich später erfuhr, selbst eine verhinderte Künstlerin und ziemlich verbittert. Sie verhöhnte mich ein bisschen, aber dann erbarmte sie sich und legte mir eine kleine 45-er Scheibe in die Hand. »Sechs Mark dreißig. Das ist das Richtige für dich.« *Konzert für vier Cembali und Streicher in a-Moll von Johann Sebastian Bach nach Antonio Vivaldi*, las ich. Cembalo kannte ich bisher nur als Verzierungsinstrument für ein paar gezirpte Zwischentakte, es war wirklich nicht das, wovon ich geträumt hatte, aber irgendwas von Bach musste ich mit mir nehmen, ich hielt es einfach nicht mehr aus.

Ich ging zu Fuß nach Hause, fast glücklich.

Dort war, ein weiterer Glücksfall, niemand, weder Mama, noch Kurt, und ich legte die Platte gleich auf.

Und dann erwies sich das aus Verlegenheit erworbene Cembalo-Konzert als das entscheidende, das allerhöchste Glück.

Es war der herrlichste Klang, den ich je gehört hatte. Ich kniete auf dem Teppich und weinte. Pures Gold! Auch heute noch denke ich bei Cembalo immer an Gold. Klavier ist schwarzgrau – wuchtig, mechanisch, schweißtreibend, Orgel silber – säuerlich metallisch. Das Cembalo aber funkelt und strahlt. Im Frankreich des 18. Jahrhunderts verglich man es mit dem Rauschen von Schwanenflügeln, und ich weiß genau, was gemeint war: reine Poesie. Cembalo, Cembalo, redete ich vor mich hin wie ein Verliebter, dabei wusste ich noch nicht mal, wie so ein Ding aussah. Cembalo! Ein Tasteninstrument, das war klar, sonst nichts. Wenn es nur halb so schön war, wie es klang, würde ich bei seinem Anblick in Ohnmacht fallen.

Beim Abendessen lächelte und summtte ich vor mich hin. Mama spürte, dass ich innerlich außer Reichweite war, und fragte: »Was hast du?« Sie war unsicher und bedauerte ihren Ausbruch, ahnte ich. Sie würde das nie zugeben, aber eben deshalb war sie erpressbar. Mit einer ziemlich gelungenen Mischung aus Inbrunst und Berechnung stieß ich hervor: »Ich brauche ein Cembalo!«

»Bist du verrückt, Junge, du hast doch gerade erst ein Klavier gekriegt«, antwortete sie matt.

Das war mir übrigens klar, aber einen Teilerfolg hatte ich erzielt: Sie war wieder gesprächsbereit. Sie willigte ein, sich die Cembali auf der kleinen Platte anzuhören, sogar mehrmals. Damit war der Abend gerettet. Und schließlich fragte sie reumütig, ob ich nicht Klavier üben wolle.

Der Höhepunkt der Friedensaktion kam drei Tage später: Mama hatte herausgefunden, dass es im Deutschen Museum eine Musikinstrumenten-Sammlung gab, und wollte

mich dort hin begleiten, damit ich wenigstens mal ein Cembalo zu Gesicht bekäme.

Wieder ein Glücksfall, kaum zu glauben: In der Instrumenten-Abteilung fand ausgerechnet an diesem Nachmittag eine Führung über Cembali statt. Der Führer hielt einen Vortrag, den ich vor Nervosität kaum mitbekam. Dann spielte er zur Demonstration kurze Musikstücke.

Aus der Nähe konnte ich damals die schönen verzierten alten Cembali noch gut erkennen. Die schwarzen Tasten, weißen Obertasten – wunderschön! Ich hätte sie am liebsten gestreichelt. Ich hörte die berückende Patina im Klang... Als die Leute sich zerstreuten, fragte ich mit brechender Stimme den Wärter, ob ich mal spielen dürfe. Ich bettelte: nur ein paar Töne! Er ließ sich erweichen. An die Originale durfte ich natürlich nicht ran, aber an ein modernes, das da stand, »Du kannst es doch?«, und schon saß ich auf dem Schemel. Herzklopfen. Das Instrument war ein Fabrik-Cembalo, das wie ein kleiner Flügel aussah, mit Nussbaumfurnier. Es hatte Pedale, mit denen man Register bediente: Wenn man mit den Füßen einen Hebel nach rechts schob, gingen die oberen Tasten mit. Zum ersten Mal im Leben spielte ich auf zwei Tastaturen. Wie war ich je mit einer ausgekommen? Ich merkte, dass man nicht fest drücken durfte wie beim Klavier, sondern die Tasten nur antippen – die Art, wie man die Tasten losließ, entschied über Klarheit und Freiheit des Klangs. Das alles begriff ich im Fluge – als wäre ich vorbereitet gewesen. Ich probierte alles aus. Ich begann im Bach-Stil zu improvisieren und fand kein Ende. Zwischendurch fiel mir Mama ein, ich wunderte mich, dass sie Ruhe gab, und versank wieder in einer Kaskade goldener Töne. Arpeggien, Läufe, Sprünge – das Instrument lebte! Es war, als tanzte ich mit ihm zwischen den Sternen. Nach etwa sieben Toccaten schließlich der letzte Akkord – Glückseligkeit ... In meiner Fantasie erhob sich großer, rauschender Applaus, ein wunderbarer Tagtraum. Ich nickte huldvoll, drehte mich sogar um, um

mich zu verbeugen, und wurde dabei rot, weil mir bewusst wurde, dass meine Fantasie mit mir durchging. Aber dann nahm ich die Umrisse vieler Menschen wahr, die tatsächlich wild klatschten – es war keine Fantasie! Während ich spielte, waren immer mehr Leute hinzugekommen, angelockt vom Klang, und hatten mucksmäuschenstill gelauscht. Ich sah das Leuchten auf den Gesichtern, verschwommen, aber hell. Ich spürte die Ergriffenheit des Aufsehers. Ich hatte doch nur musiziert! (übrigens viel besser als der Fachmann eben.) Ich hatte ein bisschen geträumt und ganz nebenbei diesen Riesen-Effekt erzeugt! Ich war berauscht, und während ich mit Mama nach Hause ging, am Müllerschen Volksbad und am Friedensengel vorbei durch die Bogenhausener Anlagen, redete ich wie im Fieber: »Mein Gott, wenn ich bloß ein Cembalo hätte, wenn ich bloß ein Cembalo hätte!« Und da sagte sie: »Mal sehn, was sich machen lässt ... Hm ... So, wie ich das gerade erlebt habe, also, wahrscheinlich muss das sein.«

~

Es musste sein! Ich holte mir Cembalo-Prospekte vom Pianohaus Lang und blätterte jeden Tag darin. Es gab das Telemann-Modell, das Vivaldi-, das Händel-Modell. Schon von den Namen war ich wie besoffen. Allerdings kosteten die Kisten zwischen neun- und sechzehntausend Mark, das war für uns nicht drin. Meine Cembalogier befriedigte ich also im Deutschen Museum. Der Eintritt kostete für Schüler fünfzig Pfennig, das war drin. Wenn Herr König, der nette Wärter, da war, durfte ich spielen. Bei seinem Kollegen durfte ich nur schauen, aber auch das war besser als nichts. So machte ich es jahrelang. Jede Führung verfolgte ich aufmerksam. Warum klangen die alten Instrumente so viel schöner als das moderne, auf dem ich immer spielte? Herr König erklärte, es liege an der Bauweise. Moderne Cembali baut man wie Flügel mit einem dicken Brett als

Resonanzboden, einem Stahlrahmen und kräftigen Verstrebungen. Sie haben vergleichsweise kurze Saiten, die entsprechend dicker sein müssen, damit sie tief genug klingen. Alte Instrumente hingegen haben wie Lauten zwei dünne Decken, Ober- und Unterboden, also einen richtigen Resonanzkörper. Keinen Stahlrahmen. Da schwingt alles. Vor allem aber haben sie die volle Saitenlänge, ihre Saiten sind nicht aus Stahl, sondern je nach Tonhöhe aus Bronze, Kupfer, Messing oder Eisen.

Mir lief das Wasser im Mund zusammen. »Und warum baut man die heute nicht mehr so?« – »Weiß ich nicht«, antwortete er. Eines Tages aber sagte er: »Hier in der Nähe gibt es wieder einen Mann, der alte Modelle nachbaut. Er heißt Erdmann-Kurz und lebt in Trudering.«

Ich fuhr nach Hause, wieder konnte ich vor Aufregung kaum reden. »Du, Mama, in Trudering, da wohnt ein Erdmann-Kurz«, und so weiter.

Mama war damals in relativ guter Verfassung. Ein halbes Jahr zuvor war Vater ausgezogen, glücklicherweise zu einer reichen Witwe, die seine Schulden beglich. Wir atmeten auf. Eine kleine Krise gab es noch, ausgerechnet in diesen Tagen, da ich unaufhörlich über Cembali von Erdmann-Kurz fantasierte: Nachts um drei drehte sich plötzlich der Wohnungsschlüssel, und dann stand schwankend in einer Alkohol-Wolke Vater im ehelichen Schlafzimmer, in dem ich selbst seit seinem Auszug schlief. Ich griff meine Decke und ließ ihn mit meiner entsetzten Mutter allein. Die Fahne warf mich fast um. Bei der reichen Witwe hätte er so einen Fusel nicht bekommen, offenbar hatte sie ihn vor die Tür gesetzt. O Gott! Ich legte mich ins Kinderzimmer und sah Erdmann-Kurz samt seinen Cembali davonschwimmen ... Kein Auge kriegte ich zu. Das Herz tat mir weh, ich wollte sterben. Dann hörte ich Vater ins Wohnzimmer taumeln, wo er ins Telefon lallte: »Du liebst mich nicht, du liebst mich also nicht, ach was, wenn du mich lieben würdest, würdest du –« Ah!, dachte ich erleichtert, sie reden von Liebe, dann renkt